

preußen wie in Rußland eindeutig als Deutsche fühlten, bis das eben inopportun wurde, ein ziemlich durchsichtiges Ablenkungsmanöver. Erfunden wurde es nach der Fama übrigens ausgerechnet von einem Tscheka-(bolschewistische Geheimpolizei)Agenten in Charkow 1921, der den damals nach einer Organisationsform suchenden Mennoniten riet, sich „Verband der Bürger holländischer Herkunft“ zu nennen, weil der bolschewistische Staat keine religiösen Vereinigungen zulassen mochte. Aber der Trick hat seinen Zweck erfüllt, Menschen wurden gerettet — wer will hier richten?

Man kann auch fragen, ob es wirklich immer so war, daß die MCC-Arbeiter alle Flüchtlinge gleichermaßen nur auf der Basis von Bedürftigkeit behandelten. Es ist kein Geheimnis und auch durchaus verständlich, daß die Rußlandmennoniten den MCC-Leuten mehr am Herzen lagen als die Mennoniten in Deutschland, nicht nur weil es nach Rußland verwandtschaftliche Bande gab; schließlich sind fast alle kanadischen Mennoniten rußländischer Herkunft. Vor allem waren die deutschen Mennoniten dem MCC zu deutsch und zu wenig (nämlich gar nicht) wehrlos. Es gab da, natürlich meist hinter den Kulissen, mancherlei Auseinandersetzungen, und es gibt bei einigen bis heute Ressentiments über die „Herrschaft“ des MCC. Aber als Angehöriger der Generation, die vom MCC viel Gutes erfahren hat, wenn auch nicht als westpreußisches Flüchtlingskind, sondern als ausgebombtes süddeutsches Mennoniten-Stadtkind, sollte ich nicht allzu laut kritisieren, erinnere ich mich doch sehr lebhaft an einen mit bunten Glassteinen besetzten Hosengürtel vom MCC — ein Schatz für einen siebenjährigen Jungen (und die Kriegerwitwe Vera Foth, meine Mutter, würde sich an sehr viel mehr und Wesentlicheres erinnern).

Wenn ich heute Gemeindeglieder frage, die auch schon 40 Jahre alt sind, was ihnen der Name Peter J. Dyck sagt, begegne ich häufig fragenden Augen. Darum ist es gut, daß die Dycks ihre Geschichte aufgeschrieben haben, und es ist schade, daß das Buch nicht in Deutsch vorliegt; es würde sicher viele Leser finden. Ich habe das Buch gerne gelesen, denn die Dycks sind flotte Erzähler. Das Buch will im Grunde ein Erbauungsbuch sein, und diesen Zweck erfüllt es.

*Peter J. Foth*

*Ulrike Halbe-Bauer*, Propheten im Dunkel. Vom Täuferreich zu Münster. Eine Erzählung, 2., überarb. Aufl., Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1992, 131 S.

Neben der wissenschaftlichen Erforschung der münsterischen Täufergeschichte hat die literarische Bearbeitung dieses historischen Stoffes eine lan-

ge Tradition. Unter den zahlreichen, seit dem 18. Jahrhundert entstandenen Dramen sind „Die Wiedertäufer“ von Friedrich Dürrentmatt vielleicht am bekanntesten. Als jüngste, aber sicher nicht letzte der freien Auseinandersetzungen mit dem Thema ist das Fernsehspiel des ZDF zu nennen, das Ende 1993, im Jahr des 1200jährigen Bestehens der Stadt Münster, unter dem Titel „Tanzen für Gott“ ausgestrahlt wird.

Im münsterischen Verlag „Westfälisches Dampfboot“, einem kleinen, gesellschaftskritisch engagierten Unternehmen, ist jetzt in der überarbeiteten zweiten Auflage die Erzählung „Propheten im Dunkel. Vom Täuferreich zu Münster“ erschienen (1. Aufl. 1984). In einem Nachwort „Zur Information“ siedelt die Autorin ihre „Erzählung“ explizit zwischen Wissenschaft und Fiktion an: „Die historisch nachweisbaren Personen ... sind gemäß der Quellenlage dargestellt und gedeutet, alle anderen frei erfunden.“ Wenn man sich erinnert, daß die wichtigsten historiographischen Quellen zur münsterischen Täufergeschichte, nämlich die von Heinrich Gresbeck und die von Hermann von Kerssenbrock als „Summarische Ertzelung“ bzw. als „historica narratio“ betitelt sind, dann fällt auf, daß das Mittel der Erzählung offensichtlich seit jeher für geeignet gehalten wird, die historischen Ereignisse einem breiteren Publikum nahezubringen. Zwar entfernt sich die Autorin mit ihren frei erfundenen Personen vom historisch Nachweisbaren, doch erhebt sie den Anspruch, die wirklichen historischen Begebenheiten zu illustrieren und sie nicht zu verfälschen (vgl. das Nachwort „Zur Information“): Insofern verdient ihr Werk es, auch von der Wissenschaft beachtet zu werden.

Es handelt sich im wörtlichen Sinn um eine Erzählung vom Täuferreich zu Münster, denn die alte Magd Kunne erzählt, offenbar viele Jahre nach der Eroberung der Stadt durch die Reichstruppen (1535), dem Bauernmädchen Franziska, mit dem sie das Bett teilt, in einer langen Nacht von ihrem Leben in Münster vor und während der Täuferherrschaft. Sie gibt Einblicke in gesellschaftliche Strukturen und Entwicklungen aus ihrer eigenen Wahrnehmung, und das heißt aus der Sicht einer Magd im Hause des Bernhard Kniperdollinck, eines vornehmen Tuchhändlers, der zu einer führenden Persönlichkeit in der münsterischen Täuferbewegung geworden ist. So bleiben viele Geschehnisse ausgeblendet, die nicht in den Gesichtskreis der jungen Kunne gefallen sind. Anderes, soweit Kunne es selbst erlebt hat, wird detailliert berichtet. Die Erzählung orientiert sich jedoch an den historischen Hauptereignissen, nach denen sich zum Teil auch die Kapitel-Einteilung richtet: „... Der Streit mit dem Bischof – Der Friedensvertrag – Die Täufer – Bewaffnung der Täufer – Die Auserwählten – Die neue Ordnung – Der König von Münster – Das Ende“.

Die Geschichte überzeugt, weil aus dem Bericht der Kunne klar wird, daß sie, ein Mädchen aus dem Münsterland, vom gesellschaftlichen Universum der großen Stadt Münster zunächst nur sehr wenig versteht, im Laufe der Entwicklung aber immer mehr Zusammenhänge durchschaut und während der Täuferherrschaft zu selbständigen Urteilen gelangt. Die Erzählung vom Täuferreich ist also zugleich eine Geschichte vom Erwachsenwerden und gerade auch deshalb als Lektüre für Schülerinnen und Schüler geeignet. Kleinere Unstimmigkeiten im Konzept fallen weniger ins Gewicht — so z. B., daß die Magd Kunne den Regen auf ihrem Weg nach Münster als „Münsterländer Regen“ bezeichnet, obwohl sie doch keinen anderen kennen kann, oder daß sie das Mauritztor richtig benennt, die namensgebende Mauritzkirche aber nur als eine Kirche „vor den Toren von Münster erwähnt“. Aufgrund des hohen Anspruchs der Autorin, die historisch nachweisbaren Personen gemäß der Quellenlage dargestellt und gedeutet zu haben, legitimiert sich eine kritische Würdigung des historiographischen Gehalts der Erzählung. Im großen und ganzen erscheint die historische Wirklichkeit angemessen wiedergegeben. Kleinere Fehler, z. B. daß der Prediger Hendrik Rol im Frühjahr 1534 den Feuertod erlitten habe (richtig wäre: im Herbst 1534), sind weniger von Belang. Beachtenswert ist das Werk von Ulrike Halbe-Bauer, weil die Autorin grundlegende und weitreichende Argumente für einige der entscheidenden kollektiven Stimmungen in der Stadt anbietet. So erklärt sie z. B. anschaulich, daß das neue Gemeindeverständnis der Getauften in der neuen Abendmahlspraxis gründete, wo in der bürgerlichen Welt der Privathäuser die Versammelten sich gegenseitig versprochen, dem Beispiel Christi folgen zu wollen. Auch die verbreitete Skepsis gegen die neue, ab April 1534 durch den Propheten Jan van Leiden eingeführte Herrschaftsordnung in Münster, die mit der Einführung der Mehrehe als Herrschaft der Männer über die Frauen zu ihrem ersten Abschluß gebracht wurde, eine Skepsis, die sich im Juli-Aufstand artikulierte, ebenso das Unbehagen am Königtum des holländischen Propheten, ein Unbehagen, das Bernhard Knipperdollinck mit seinem närrischen Auftritt im Frühherbst 1534 zum Ausdruck brachte, werden einfühlsam aus der Sicht einer nicht an der Herrschaft Beteiligten wiedergegeben. Manche Züge der reformatorischen Bewegung in Münster bleiben jedoch an überkommenen Klischees haften, so z. B. die Vorstellung von Bilderstürmen, die unkontrolliert „losbrechen“ wie Unwetter, oder die Annahme, der Prophet Jan Matthijs habe im Februar 1534 die Tötung der „Gottlosen“ verlangt. In der Erzählung der alten Kunne hat der Spannungsbogen der Täufergeschichte seinen Höhepunkt im ersten Vierteljahr 1534. Hier, und zwar

sowohl im gewaltfreien Beginn als auch in der wehrbereiten zweiten Phase, wird sozusagen „das eigentlich Täuferische“ herausgearbeitet: Aufhebung der Standes- und Besitzunterschiede, geschwisterliche Liebe als politisches Prinzip. Aus dieser idealen Perspektive muß dann die spätere Herrschaftsordnung als Verrat an der täuferischen Sache erscheinen. Dieses Interpretationsmodell geht auf marxistische Geschichtsschreibung zurück, die die Herrschaft des Jan van Leiden als Widerspruch zu den „sozialistischen“ Anfängen im täuferischen Münster gewertet hat. M. E. wäre notwendig, die Zentralisierung der Herrschaft in der Stadt wertfrei zu beurteilen und sie z. B. als einen Reflex auf die Situation der Belagerung zu verstehen.

Ulrike Halbe-Bauer hat ein Buch vorgelegt, das lesenswert ist, besonders weil es Zugänge zu der für uns meist befremdlichen Täufergeschichte von Münster erschließt. Manches bleibt angedeutet, manches bleibt unerwähnt, so daß es erforderlich ist, z. B. für den Einsatz im Unterricht andere Materialien heranzuziehen. Die Autorin hat den Rahmen beachtet, den sie sich selbst gesteckt hat. Sie hat die Magd Kunne eine Nacht lang erzählen lassen, und eine solche Erzählung kann nicht vollständig sein.

*Ralf Klötzer*

*Johannes Harder*, Aufbruch ohne Ende. Geschichten meines Lebens, hg. von Gudrun Harder und Hermann Horn, mit einem Vorwort von Johannes Rau, R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich 1992, 216 S., kart., Abb.

Johannes Harder hat oft aus seinem Leben erzählt: von seiner Jugend an der Wolga, vom „gemeinsamen Leben“ auf dem Rhönbruderhof bei Schlüchtern, von seinen Begegnungen mit Martin Niemöller, Lev Kopelev und Heinrich Böll. Er hat davon erzählt, wie despektierlich er sich verhielt, als er das Bundesverdienstkreuz in der Düsseldorfer Staatskanzlei aus der Hand des nordrheinwestfälischen Ministerpräsidenten entgegennahm, seines „Schülers“ und Freundes Johannes Rau. Er hat von Situationen und Personen erzählt, von denen ein Mennonit normalerweise nicht zu berichten weiß. Johannes Harder war ein Mennonit — aber keiner von der normalen Sorte. Er war ein Außenseiter unter seinen angeborenen Glaubensgenossen.

Wenn er erzählte, hörten wir gespannt zu. Wir hörten von Erfahrungen, Gedanken und „Welten“, die uns fern waren, aber doch ahnen ließen, wie urwüchsig sich aus ihnen eine „Mennonitische Existenz heute“ (so ein Aufsatztitel Harders) begründen und aufbauen ließ: aus Tolstoi, Dostojewski und Gogol, aus Christoph Blumhardt, Leonhard Ragaz und Karl Barth, aus Jugendbewegung und religiösem Sozialismus in der Weimarer Republik, aus dem kirchlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, aus der außer-